

**Sommer-Pläne.**

Die „Misses Meyer an der Ed“ erscheint John Rittsch als Retter in der Noth.

Mister Ebtler!  
 For was? Des möcht Ich wissen!  
 For was sein eigentlich manche Zeit  
 verbeirath? Besamme sein thun sie  
 nie un mann sie emol besamme sein,  
 da geht Jever, dero wo an  
 nerst hi. Die einzige Zeit, wo  
 sien emme' gesamme kumme, des  
 is wern sie e Invidiosen for  
 Dinner oder so was gewone, un  
 dann seht die Frau allemal mit  
 eier annerer Frau ihren Mann un  
 der mit enne annerer Mann feiner  
 Frau gesamme.



Wovon kummt? Wann kumme sie da gesamme? Wann die Frau emol mit ihr'm Mann jegleich in New York is, da geht sie an ergend en südliche Winterplatz oder wann die Frau in New York die Appetitlosen oder die Bäll un Kanzerz mitmache will, da sollst du nach Mann sei Siffem, un er guk nach hat Springs oder Palm Stiefel. Was die Frau in Paris oder in Itali, da hot der Mann Büfines in London un wann der Mann in New York is, geht die Frau nach Newport.

Jetzt frag Ich, Mister Ebtler, is des e Lebe, is des e Ghestand? No, Mister Ebtler, des is es nit, amover es is fäschonab! Das is, was es is.

Of course, Ich thät es nit gleiche, so immer mit der Alti nit bereint ze sei, amover mer muß eigentlich als Prominenter die Fäschon aach so e Bihle mitmache muß mer nit, Mister Ebtler? Ich dent, mer sollt. Wann's aach schwer fällt.

Deswege hen Ich der Alti, wo of course jetzt schon wieder allerhand Blän von wege dem Sommer hot, zugered' wie eme trante Gaul, daß die e Bihle mehr auf zu Datum un de fäschonab! Weg lebe sollte, des heit, daß sie for Infanz an en wertliche Sommerplatz gehn sollt un Ich hier im Oise an de Stränd. Ober ungeteht. Ober ich thät in New York bleibe un sie sollt nach Juropp. Mister Ebtler, es thät Mir ja schwer werde, amover es wör doch fäschonab! Amover die Alti will nit dero wisse. Sie will Mich nit alleinig hier loße un will Mich nit alleinig ergend wofol loße. Un es helfe alle Argumens nit un feinell kummt sie dann immer damit ertaus, daß Ich Mi Reden nit selber binde könn. Es helfe Alles nit, ze sage, daß Ich ja immer solche Redtie trag, wo schon gebude sein un wo mer bloß so an de Knapp einripiß, es helft nit, ze sage, daß Ich noch jede Sommer mitaus die Alti fertig geworn bin un erst neulich alleinig in St. Louis war. Bei dem letztere Argument hot die Alti blos mit so eme gewisse Wld gesagt: „Du host amover aach dernaach ausgehe, wie Du zerlädigtimme bist.“

Jetzt bitt Ich Jhne, Mister Ebtler, wie soll ich dann des aushalte? Mit der ganz fämille in die Raunteri — Mister Ebtler blos der, wo des schon mitgemacht hot, weß, was des is!

Un mitkammt die fämille hier bleibe un jeden Tag die spitzfindige Kimmerts hörn, was annere Frau mitmache, un wo die hingeh: könne un lauter so Sacke. No, Mister Ebtler, des is ze viel verlort!

So hatwo die Dinge gestanne, Mister Ebtler, un Ich war schon in der hellste Verzweiflung un un schon allerhand Flußveruch un Ausbrechungspat ausgehebt, da is Mir die Misses Meyer an der Ed als unbedachte Bundesgenossin ze Hilfe getimme. (Wenn die das gewußt hätt, da hätt sie sich aach lieber die Jung abgebiß!)

Nämlich die Misses Meyer fängt wieder dero a, daß die Maub immer noch keen Bräutigam gefunne hot, wo Ernst gemacht hot un daß es doch höchste Zeit wern thät. Die Alti hot of course gesagt, daß die Maub einwe Zeit an jedem Jinar zehn hanwo lönn, un so weiter.

Wifeit, hot die Alti gesagt, diesen Sommer, wann sie die Alti un die Maub un of course aach „bier Hobbe“ (des soll Ich sei) ergend wofol gehn thät, da thät sich ja say wo finde.

Da hot die Misses Meyer sehr süß gehann un gefagt: „Yes, des thät sie aach glaabe namentlich wan die Alti derbei war, un dann hot sie der Alti eibringlichst gerathe, die Maub nor ja nit alleinig ze losse, sonnern immer bei zu sei.“

Kaum war die Misses Meyer fort, da segt die Alti: „Maub, die Person, da demit meint sie ihre intimste Freundin, die Misses Meyer) hot e Gibde, daß es besser wär, wann Ich nit mit Dir geh, wann Du in die County bist, drum hot sie des Gegetheil gesagt.“

Die is iest. Die muß thun, was Ich will oder sie löst Mich anyhow thun, was Ich will, wann Ich sie thun loß was sie will.

Also, Meiner Tochter un der Alti ze Lieb un weil es so fäschon is, werd Ich diesen Sommer getrennt von der Alti verbringe müsse. Wir gehn viel leicht die Woch noch.

Jhne des Nämliche wünschend  
 Mit Rigards Yours  
 John Rittsch, Esq.

**Die Schlange im Stiefel.**  
 Ein junger englischer Offizier war in ein indisches Regiment versetzt worden. Während des ersten Abends seines Aufenthalts in der neuen Garnison, als die Mehrzahl der Offiziere des Regiments im Kasino verammelt war, wurden zu Ehren des Neueingetommenen auch die üblichen Jagd- und Jägergeschichten zum Besten gegeben und man lachte manchal recht herzlich über das Jägerlatein einiger alter Graubärte, die sich schon ein Menschenalter und mehr in Indien aufhielten. Schließlich kam auch das Gespräch auf Giftschlangen, und hierbei nahm der Oberst des Regiments selbst das Wort und erzählte ein „eigenes Erlebnis“.

„Ich hatte mich eines Morgens verschlafen“, erzählte er, „und mein Diener kam zum zweiten Male, mich zu wecken. Jetzt sprang ich natürlich schnell auf und kleidete mich in aller Eile an. In wenigen Minuten war ich fertig bis auf die Stiefel. Ich sahe hastig mit dem Fuß hinein, als ich plötzlich auf ein sich bewegendes Hindernis stieß. Sofort fährt mir durch den Kopf, daß es eine Schlange sein könne, die sich während der Nacht den Stiefel zum Quartier auserselben hatte. Den Fuß zurückzuziehen, wäre sicherer Tod gewesen, denn die Schlange würde mich in den Fuß gebissen haben. Ich preßte also mit aller Kraft den Fuß in den Stiefel und stampfte dann auf, so fest ich konnte. Als ich endlich den Stiefel auszog, zog ich eine todt Brillenschlange von etwa zwei Fuß Länge aus meinem Stiefel.“

Diese Erzählung hatte auf den jungen Offizier einen tiefen Eindruck gemacht, und als er am anderen Morgen seinen Fuß in den Stiefelschuh steckte, um ihn anzuziehen, verspürte er plötzlich einen scharfen Stich in der Fußsohle. Kein Zweifel, eine Schlange hatte sich in seinem Stiefel verdrückt. Mit aller Kraft zwangte er den bestig schmerzenden Fuß in den Stiefel, fing dann wie wahnsinnig herumzustampfen an, stieg auf einen Stuhl und sprang mit voller Wucht hinunter, dabei fortwährend vor Schmerz und Schred aus vollem Halse schreien: „Kobra! Kobra!“ wie die Engländer die Brillenschlange nennen.

Auf den Arm eilen einige Diener dem jetzt ohnmächtig zusammenbrechenden jungen Mann zu Hilfe. Auch andere Offiziere und ein Arzt waren schnell zur Stelle. Man entkleidete ihn hastig, aber erst als man ihm den Stiefel auszog, entdeckte der Arzt die Ursache des ganzen Varmis: ein Nagel war durch die Sohle gedrungen.

**Aus der Schule.**  
 In einer großen Stadt, deren Schulen jetzt fleißig besichtigt werden, erhielt der prüfende Schulrath kürzlich eine unerwartete Antwort. In der 4. Klasse einer Mädchenschule verlangte der Herr, die Lehrerin sollte das Sprichwort: „Man soll den Teufel nicht an die Wand malen!“ entwickeln, d. h. aus den Kindern herausholen, so daß diese es von selbst fänden. Als diese Absicht trotz alles Fragens und Hinleiten nicht erreicht wurde, meinte der Herr Schulrath: „Wissen Sie was, Fräulein, malen Sie doch einmal einen Teufel an die Wandmalen!“ — vielleit finden denn die Kinder, was wir wollen! — Die Lehrerin versucht es, aber alle Versuche mißlingen förmlich, da sie in dieser Art von Malerei durchaus keine Erfahrung hat. Da greift der Schulrath selbst zur Kreide, und unter seinen Händen entsteht zwar kein Kunstwerk, aber doch ein beullich zu erkennen Teufel mit Hörnern, Schwanz, Pferdefuß und ein Paar erschredlichen Augen. „Nun, Kinder, was habe ich Euch da an die Wand gemalt?“

„Einen Teufel!“  
 „Richtig! Und welches recht bekannte Sprichwort habe ich euch damit vor Augen führen wollen?“  
 Lange Pause.  
 Endlich meldet sich ein Kind und stellt triumphierend das gesuchte Sprichwort fest: „Unnütze Hände beschmieren Tisch und Wände!“

Der Herr Revisor wandte sich sehr betreten ab und nahm sich vor, den Teufel nicht wieder an die Wand zu malen.

**Erfahrungslas.**  
 Vater: „Sag' mal, Sohn, ich denke, Du studirst, und gleich bei meinem ersten Besuch finde ich Dich in der Probierschule.“  
 Student: „Na, Vater, Probieren geht doch über Studieren.“

**Gute Charakteristik.**  
 A.: „Wer ist denn der Herr dort mit dem durchbohrenden Blick?“  
 B.: „Das ist ein, der Ingenieure vom Hubdor. Riber- annelbau!“  
**Aus der Zukunftsehe.**  
 Junge Gattin (nach einem ehelichen Streit): „Natar, Du wirst wohl jetzt wieder nichts Siligeres zu thun haben, als Deinen Papa hierher kommen zu lassen.“

**Der schönste Tod.**

(Von J. S. Rosny. Uebersetz. von B. Thal.)

„Der schönste Tod, den ich gesehen“, begann der alte Jamblin, „ist gleichzeitig der, der den tiefsten und furchtbarsten Eindruck auf mich herbeigebracht hat. Sehr lange Zeit glaubte ich, es wäre einer der gräßlichsten, die sich denken lassen. Die Erfahrung hat mich gelehrt, wie sehr er beneidenswert war. Es war im Jahre 1863 während des Sezessionskrieges. Ich befehligte ein Regiment des Nordens mit sozusagen elastischem Bestande: Einen Monat hatte ich etwa 1000 Mann unter Waffen, einen Monat darauf nur noch 300, dann wuchs das Kontingent wieder, un kurz darauf wieder abzunehmen. Nur das Offizierskorps blieb sich ungefähr gleich.“

Im April 1863 waren wir also mit den Streitkräften der Südarmerie in Tennessee zusammengetrieben. Ein Fluß und überseemte Nieder trennten uns; unsere Kämpfe waren nur Scharmügel. Inbessen nahm die Bewegung doch eine gewisse Dauerhaftigkeit an und gleichzeitig wuchs die Zahl der Kämpfer auf beiden Seiten. Gegen Ende April stieg mein Regiment auf 1500 Mann, und das ganze Armeekorps erhob sich auf 10,000 Mann. Der Feind mußte weniger zahlreich sein, war aber besser gegliedert und hatte Geschütze von größerer Tragweite.

Wir warteten auf einige Kanonen, die man uns seit langer Zeit versprochen hatte, um ein entscheidendes Gefecht zu liefern, doch die Kanonen kamen nicht. Ohne die Vorteilhaftigkeit und Ausbehnung unserer Stellungen, im Verein mit gut gebühten, vorzüglichen Rückzugslinien, wären wir in große Bedrängnis gekommen. Unsere Taktik erstreckte sich auf sieben bis acht Dörfer, die sich pompöser Weise den Namen Städte beilegte hatten. Die Lebensmittel waren einfach, aber reichlich, namentlich das Fleisch; einige Quellen lieferten uns ein vorzügliches Wasser. Grob und gefräßig, wie meine Leute waren, schätzten sie mehr die Quantität, als die Qualität; darum gefiel ihnen der Ort auch vollkommen, und sie warteten ohne Ungeduld die zugesagten Artillerieverstärkungen ab.

Unter meinen Offizieren befand sich ein junger Mann aus Kansas, dessen Charakter mir sehr gefiel, und der mir bei jeder Gelegenheit eine große Anhänglichkeit bewiesen hatte. Er war ein naives, lebensfrohes und stürmisches Gemüth, dem jede Sache gut oder schlecht, entseflich hüßlich oder wunderbar schön erschien, eine jener Seelen, die keinen Mittelweg kennen, immer gleich Partei ergreifen und fest glauben, ein Ding müßte sich auch so ereignen, wie sie es sich gebadt.

Herbert Buchanan war nichtsdestoweniger ein erstaunlich energischer Mann voll Echarftun und Klugheit; niemand verstand es besser als er, eine Ketogansierung zu leiten oder ein Scharmügel zu beginnen.

Dieser Mensch verlebte sich in eine Squatterdöcher, von der man wenigstens sagen konnte, daß sie eine schöne, kräftige Person war. Es war ein Vergnügen, ihr bei der Arbeit zuzusehen, so fest und ausgeglichen waren alle ihre Bewegungen. Dieses Mädchen war gesund an Leib und Seele, wie selten eine. Dazu hatte sie einen so blühenden, kräftigen Teint, so blühende, lebensfrohe Augen, daß meine Leute bewundernd zu schuen angingen, wenn sie ihnen auf ihren Wegen begegnete. Sie ließ sich Buchanan's Erdjungen gefallen, und dieser gab ihr fast so gleich sein Wort, er wolle nie ein anderes Weib heirathen. Doch wenn der junge Mann ihr auch sympathisch war, so wollte sie sich doch Zeit nehmen, um sich darüber klar zu werden, ob sie auch mit ihm glücklich werden könnte. In den Pausen seines Dienstes führte Herbert seine herzlichste Mary in der Umgegend des Dorfes, in dem sie wohnte, spazieren. Wohl mehr als einer unserer Leute mochte dem jungen Kapitän Unsiid wünsch, doch zu aller Ehre muß ich gestehen, daß es auch nicht einem einfiel, ihm eine Kugel zwischen die Rippen zu schießen oder Streit mit ihm zu suchen.

Ich billigte diese Idulle, denn ich wußte sehr wohl, daß sie den Kameraden keinen Augenblick hinderte, seine Pflicht zu thun; ja, ich interessirte mich sogar dafür. Ich fand nur, daß Mary hantborn die Liebe die man ihr gewiebt hatte, etwas langsam erwiderte. So standen die Dinge, als wir drei Tage hintereinander recht tüchtige Scharmügel am Ufer des Flusses zu bestehen hatten. Unsere Leute hielten sich tapfer, und auch die Offiziere benahmen sich nicht allzu ungeschickt. Trotzdem errangen wir keinen Vortheil.

Zu wiederholten Malen lähmten die großen Artilleriegeschütze der feindlichen Armee unsern Ansturm, und wir konnten unsere Truppe gerade noch geordnet zurückführen. Am vierten Tage rufte man sich auf beiden Seiten aus. Die Konföderirten hatten sich nicht für hart genug gehalten, um gegen uns loszugehen; wir dagegen fühlten uns unfähig, den Fluß ohne Unterstühung einer wirksamen Kanonade zu überschreiten. Am vierten Tage hielten sich also alle zurück. Nur ab und zu sagte uns eine Kugel daß das Land nicht ganz öde war, und wir antworteten, aber mehr der Form wegen.  
 Gegen Abend, als ich von der Inspektion meiner Wachen zurückkam, erblickte ich Mary und Herbert, die auf

der Spitze eines Hügels auf- und abwanderten. Sie sprachen eifrig miteinander und ihre Gestalten nahmen sich in dem roth schimmernden Himmel äußerst reizvoll aus. Von Natur aus bin ich neugierig, d. h., wenn die Natur kein Unglück anrichtet. Ich legte mich unter einen Baum und beobachtete die Spaziergänger, ja, ich benützte sogar mein Fernrohr, um sie deutlicher betrachten zu können. Herbert sprach viel und Mary hörte aufmerksam zu. Schließlich machte sie eine zustimmende Bewegung. Dann pflückte er eine grobe rothe Blume von einem Strauch und reichte sie dem jungen Mädchen. Sie steckte sie an ihr Mieder, und als Herbert die Arme öffnete, machte sie, glaube ich, zum erstenmal eine liebevolle Bewegung; sie erwiderte die Umarmung.

Ihre Lippen berührten sich und in demselben Augenblicke verschwanden ihre Köpfe. Es blieben nur zwei umschlungene Körper übrig, zwei entschaupete Körper, denen das Blut entströmte.

Das war so phantastisch und kam so plötzlich, daß ich trotz meiner langen Erfahrung zuerst gar nichts verstand. Ich hatte die beiden Köpfe buchstäblich verschwinden sehen, und begriff erst nach einigen Sekunden, als der Knall einer großen feindlichen Kanone zu meinen Ohren drang.

Natürlich erschien mir dieser Tod als ein geradezu entseflicher, und von diesem ganzen Kriege, wo ich doch fortwährend furchtbare Epifoden erlebte, grub sich dieses Ereignis am tiefsten in mein Gedächtnis ein. Lange Zeit verlagte ich von ganzem Herzen diese beiden schönen jungen Leute, die in der Blüthe ihrer Kraft dahingerafft worden waren.

Mit der Länge der Zeit jedoch lernte ich ihr Glück beneiden. Im Grunde genommen, waren sie im schönsten Augenblick ihres Lebens dahingeschieden. Einen schöneren Moment gab's für sie nicht mehr, während doch das Glend dieser Welt jeden Augenblick auf sie lauerte. Sie waren in der reinsten, absolutesten Freude, ohne jeden Schmerz, ohne jede Unruhe gestorben, sie hatten nicht einmal die Zeit, etwas zu fühlen, denn in diesem Schnelllebensgrade hört selbst das Denken und das Schmerzgefühl auf.“

**Verlassen, verlassen. . . !**  
 Graf Geza Rich, der einarmige ungarische Klavierfüßler, erzählt aus seinem Verke mit Franz Utzi: „In der Regel heiter und aufgeräumt, konnte Utzi manchmal sehr melancholisch sein. Ein Abend blieb mir besonders in Erinnerung. Wie vereinbart, sollten wir den Abend bei Frau v. B. verbringen. Die Dame erkrankte plötzlich, und ich fand Utzi im Hausflur stehend, in Gedanken versunken.“

„Sehen Sie, Geza das ist das Los eines alleinstehenden, alten Künstlers. . . Meinem Diener gab ich Urlaub, nun ist niemand in meiner Wohnung. Der Den talt, alles finster, ja, ja, wir haben Heile, hell erleuchtete Salons, doch nie ein Heim. Die Töne verflingen, die Herzen verlöschen und der Rest ist Schweigen.“

Er nahm mich beim Arm, und eine heiße Thräne fiel auf meine Hand. „Wie brannte mich diese Thräne! Nie sah ich Utzi zuvor und nie danach weinen. Die ganze Energie meiner frohen, starken Jugend raffte ich zusammen, führte ihn in seine Wohnung, zündete die Lampe an, triete vor dem Kamin bin und heizte ein. Auf einmal fühlte ich seinen Kuß auf meinen damals noch blonden Locken.“

**Ein Irrthum.**  
 Im „New Willard Hotel“, einem der feinsten Gasthöfe Washington's, erschien eine hübsche und elegant angezogene junge Dame und trat zu dem Clerk. Dieser steckte sein lebenswichtiges Gesicht auf und fragte deot: „Sie wünschen ein Zimmer?“

„Ja, mein Herr.“  
 „Wollen Sie bitte, Ihren werthen Namen einschreiben?“  
 „Jawohl mein Herr.“  
 „Haben Sie einen Koffer?“  
 „Jawohl, mein Herr.“  
 „Wöchten Sie ihn gleich in Ihrem Zimmer haben?“  
 „Jawohl, mein Herr.“  
 „Wie lange gedenken Sie hier zu bleiben?“  
 „Ja, wissen Sie, das kann ich Ihnen noch nicht sagen. Ich bin nämlich als Stubenmädchen engagirt; und da . . .“

Sie hatte keine Zeit, den Satz zu beendigen, denn der Fragesteller warf ihr einen müthenben Blick zu und verschwand eiligst.

**Aus der guten alten Zeit.**

Justizturia aus dem Königreich Hannover erzählt jemand in der „Jeff. Jg.“ Da heißt es u. a. Bei einem kleinen Gerichte war ein neuer, sehr wohlhabender Affessor eingetreten, der einen erbitterten Prozeß um einige Groschen an Werth dadurch beendigte, daß er jeder Partei einen Thaler ausshändigen und sie dann durch den Gerichtsdienr schleunigst entfernen ließ. Am nächsten Gerichtstage befanden sich über fünfzig Menschen im Vorzimmer, welche erklärten, miteinander Prozesse zu haben, die sie sofort verhandeln wollten (ein auch noch heute zulässiges, wenn auch selten geübtes Verfahren). Der Affessor lächelte verschmit, als er dies erfuhr. Offenbar war seine Art, Prozesse zu beendigen, im Bezirk bekant geworden. Er trat in die Thür und las aus der Prozeßordnung vor:

„Der einen andern böswilligerweise verklagt oder schikanirt, wird mit Geldstrafe bis zu zehn Thalern oder mit Gefängnis bis zu acht Tagen bestraft!“

Dann zog er sich zurück und schloß die Thür. Als er sie nach einigen Minuten wieder öffnen ließ, waren noch — drei Parteien anwesend.

Bei demselben Gerichte wird wohl noch heute eine Rechnung aufbewahrt, die der Beklagte aufgestellt hatte. Der Kläger, Vermiether der vom Beklagten benutzten Wohnung, hatte eines Abends in der Trunkenheit auf der Hausdiene einen fürchterlichen Varm gemacht und den Beklagten bedroht, so daß dieser und sein Sohn in Angst gerathen waren. Wortlaut der Rechnung:

„Gegenrechnung des R. für Kläger: Eine Nacht Todesangst ausgestanden, zwei Mann a 1 Thaler — 2 Thaler.“

Ich hoffe auch, daß die Prozeßhalten dort noch existiren, die anlässlich des Schützenfestes entstanden sind. Während des Festes kam es nämlich zwischen zwei Bürgern zum Streit über den letzten Schuß auf die Königscheibe. Urtheil:  
 „Der Beklagte wird verurtheilt, den Kläger als Schützenkönig anzuerkennen.“

Der alte Oberamtsrichter v. W. hatte einem Nechtruder einen Groschengesent. Im nächsten Schöffengericht, einem der ersten seit Einführung dieses Instituts, stand der Nechter des Betteins angeklagt vor dem alten Herrn und bestritt die Beschuldigung. Da erhob sich der Richter, sagte zu dem ältesten Schöffen: „Uebernehmen Sie den Vorß!“ stieg herunter, trat vor den Nichterthil, veredigte sich selbst als Zeugen und sagte aus, daß der Angeklagte bei ihm selbst gebettelt habe. Darauf übernahm er den Vorß wieder und verurtheilte den Angeklagten auf Grund des glaubwürdigen Zeugnisses des Oberamtsrichters v. W.

Dieser Richter war etwas kurzschichtig, und so glaubte er denn eines Tages zu bemerken, daß jemand aus dem Publikum während einer Eidesleistung sigen blieb. Vergerlich blickte der Richter nach dem Mißthäter. Der reagierte aber nicht darauf und blieb selbst dann noch sigen, als der Oberamtsrichter mit erster Stimme rief: „Annehmender, erhebt Euch!“

Auch eine zweite und dritte gleiche Aufforderung hatte keinen anderen Erfolg. Da rief ein altes Weiblein aus dem Zuschauerraum:  
 „Herr Oberamtsrichter, de Kerl is nich grötter (größer)!“

**Ein Irrthum.**  
 Im „New Willard Hotel“, einem der feinsten Gasthöfe Washington's, erschien eine hübsche und elegant angezogene junge Dame und trat zu dem Clerk. Dieser steckte sein lebenswichtiges Gesicht auf und fragte deot: „Sie wünschen ein Zimmer?“

„Ja, mein Herr.“  
 „Wollen Sie bitte, Ihren werthen Namen einschreiben?“  
 „Jawohl mein Herr.“  
 „Haben Sie einen Koffer?“  
 „Jawohl, mein Herr.“  
 „Wöchten Sie ihn gleich in Ihrem Zimmer haben?“  
 „Jawohl, mein Herr.“  
 „Wie lange gedenken Sie hier zu bleiben?“  
 „Ja, wissen Sie, das kann ich Ihnen noch nicht sagen. Ich bin nämlich als Stubenmädchen engagirt; und da . . .“

**Aus dem Leben einer Magd.**

Aus Salzburg wird berichtet: Hier starb nach einer Mittheilung der Salzburger Chronik das 73jährige Fräulein Katharina Schredreiter, eine geborene Radstaberin. Als 12jähriges Mädchen trat sie in einer Familie als Magd ein, verließ ihre Heimath und bereiste mit ihren „Herrschafien alle fünf Erdtheile“, sich dabei die Kenntniz der englischen, französischen, italienischen, arabischen, neugriechischen und türkischen Sprache aneignend. Das Verständnis der letzteren machte sie im russisch-türkischen Krieg den französischen Krankenschwestern willkommen, denen sie als Dolmetch dienen konnte. Mehrere Jahre war sie in Amerika, noch länger in Konstantinopel; sie hat der Eröffnung des Suezkanals beigewohnt, zweimal Schiffbruch gelitten und einmal bei einem Brande alle ihre Habfeligkeiten verloren.“ Bei dem im August 1886 gelegentlich des sechshundertjährigen Stadtjubiläums von Radstadt abgehaltenen historischen Festzug stellte Katharina Schredreiter die Margarete Maustsch dar, „eine marante Energie verthebende Gestalt“, wie ein damaliger Berichterstatter tonstatierte. Vielen Fremden und Besuchern der Salzburger Domkirche wurde die Radstaberherzogin als Besizerin der Tabaktraft unter den Dombogen bekant.

**Er kennt sich aus.**  
 Bezirksbaumeister: „Noch eins, Lümenwirthschwirth, die Thüren an Eurem Saalneubau müssen der Sicherheit wegen nach außen aufgeh'n.“  
 „Woß ich? damit ma' die Leit' besser 'nausschmeiß'n ta.“

**So sind sie.**  
 Freundin: Die Setzläser, die Du mir für die Fröhlichkeit geliehen hast, sind alle zerbrochen; das macht aber nichts; ich trage es Dir nicht nach, daß sie so schlecht waren.“

**Rebengung.**  
 „Ja, Sie haben so auch nicht das geringste besondere Kennzeichen Wenn ich Sie als Kassirer anstellen soll, müssen Sie sich mindestens zwei Vorderzähne ziehen lassen.“

**Stochseuser einer Hausfrau.**  
 „Ach, wenn doch unsere Minna mit ihrem Schatz wechseln wolste, damit wir nicht gar zu viel Schweinefleisch zu essen bekämen!“

**Spekulation.**  
 Herr (Beim Heirathsmittler): „Wird sich der junge Mann nicht an dem rothen Haar meiner Tochter stoßen?“  
 Heirathsmittler: „Er liebt das sogar, wie er mir anvertraut hat!“

**Er nachdem.**  
 Unteroffizier: „In wie viele Theile zerfällt das Gezeu?“  
 Rekrut: „Das kommt ganz d'rauf an, wie man's binstschmeißt.“

**Mallitia.**  
 Ged: „Ja, gnädige Frau, mein Schatz ist mein Wissen!“  
 Dame: „So, so! Darf man fragen, wo Sie diesen Schatz vergraben haben?“

**Malice.**  
 Rechner (zum Galt, der soeben seine Mahlszeit beendet hat): „Wünschten Sie noch etwas?“  
 „Nun, ich wünschete wohl gespeist zu haben!“

**Die Antike.**  
 Fähsliche Frau (Kunstliebhaberin): „So viel steht fest, das Alte ist immer wieder schön!“  
 Mann: „Einverstanden, aber nicht — die Alte!“

**Verständlicher Wink.**  
 Fräulein: „Sieh doch, Karl, welch' schönen Anblick es gewährt, die Heerde trinken zu sehen.“  
 Schafhirt: „Dös is noch gar nit, Kräu'n, da sulsten S' erk' mit' sausen seh'n.“

**Abfagerung.**  
 „Haben Sie den Wein auch gut abgelagert, den ich Ihnen neulich schickte?“  
 Student: „D, ja, ich habe den ganzen nächsten Tag im Bett gelegen.“

Ein Pantoffelheld.



„Aber Du meine Güte, wie siehst Du dem aus?“  
 „Ach, ich habe einen hohen Zahn, und der quält mich nun schon seit vier Tagen!“  
 „Na, was ärgert Du denn da?“  
 „Das möchte ich schon recht gerne — aber meine Frau ist verreist, und ich thue prinzipiell nichts ohne ihre Einwilligung!“

„Hexas mit ihm!“  
 „— aber meine Frau ist verreist, und ich thue prinzipiell nichts ohne ihre Einwilligung!“